

Filmszene mit Darstellerin Thomass



Filme

Wohlfühlen in Fukushima

An einem gefährlich dünnen Handlungsfaden führt die Regisseurin Doris Dörrie in ihrem Film **Grüße aus Fukushima** (Start: 10. März) eine trampelige junge Deutsche in die japanische Katastrophenzonen rund um die zerstörten Atomkraftanlagen von Fukushima. Die Heldin, die zum Glück von der hinreißend temperamentvollen Schauspielerin Rosalie Thomass gespielt wird, muss erst mal in Deutschland wegen einer gescheiterten Liebe schlimm herumschreien. Dann reist sie als Möchtegern-Clown nach Japan, wo sie Katastrophenopfer aufheitern soll. Das geht natürlich schief, und so beschließt sie, sich stattdes-

sen mit einer alten Frau (einer Geisha natürlich) zusammenzutun, die unbedingt wieder in ihr altes Haus in der atomar verstrahlten Sperrzone ziehen will. Auf den Spuren von Sofia Coppolas „Lost in Translation“ zelebriert die bekannt japanophile Regisseurin Dörrie („Kirschblüten – Hanami“) den Kulturclash zwischen Westlern und Asiaten. Die Story mag eher unterkomplex sein, doch als Gedicht aus meditativen schwarz-weißen Bildern, Blicken und Musik funktioniert „Grüße aus Fukushima“ prächtig – und als Wohlfühl-drama im Zeichen der internationalen Frauensolidarität sowieso. hÖb

Konzerte

„Die Musik bringt niemanden um“

Der iranisch-amerikanische Cembalist **Mahan Esfahani**, 32, über seinen Auftritt in der Kölner Philharmonie, den er wegen Protesten aus dem Publikum unterbrechen musste

SPIEGEL: Herr Esfahani, am vergangenen Sonntag kam es in Köln zu einem Aufstand im Publikum, als Sie ein Stück des amerikanischen Gegenwartskomponisten Steve Reich spielten. Warum?
Esfahani: Zunächst war es ein typisches Sonntagnachmittagskonzert, wie ich viele in Deutschland gegeben habe.

Wir haben erst Johann Sebastian Bach gespielt, dann modernere Stücke. Bei Steve Reich fingen die Zischereien an. Das gipfelte in wüsten gegenseitigen Beschimpfungen im Publikum. Es wurde so laut, dass ich abbrechen musste. Ich habe dann auf Englisch gefragt, warum die Leute Angst vor der Musik haben. Die bringt doch niemanden um.

SPIEGEL: Es gab Rufe, dass Sie gefälligst Deutsch sprechen sollten. Haben Sie das als rassistisch empfunden?

Esfahani: Das sollen andere einordnen. Ich fand es eher absurd, denn ich spreche eigentlich ganz gut Deutsch. Bevor ich mit Reich anfang,

habe ich erklärt, dass ich mich wegen der vielen technischen Begriffe auf Englisch sicherer fühlen würde – ich bin ja kein Genie. Das fand das Publikum noch amüsant.

SPIEGEL: Ist die Musik von Steve Reich so kontrovers?

Esfahani: Eben nicht! Das Stück ist fast 50 Jahre alt, das

ist kein neomodischer Kram. Natürlich ist es konzeptuelle Musik, die befremdlich erscheinen kann – aber nach der Unterbrechung habe ich mit Carl Philipp Emanuel Bach weitergemacht, dem Sohn von Johann Sebastian. Das ist ein viel kontroverse-res, fast groteskes Stück. Aber es ist über 200 Jahre alt, da denken die Leute automatisch: Das muss so sein.

SPIEGEL: Nehmen Sie es dem Publikum übel?

Esfahani: Die große Mehrheit war ja auf meiner Seite. Letztlich war es auch eine berauschende Erfahrung. Wann löst klassische Musik schon so heftige Reaktionen und Diskussionen aus? das



Esfahani

BERNHARD MUSIL / DG